

Von einem, der nicht mehr pfeifen kann

Begegnung mit Kurt Marti

■ CORNELIUS HELL

Je älter man wird, umso mehr tut es gut, wenn sich nicht alle Jugend-Idole auflösen. Und erst recht, wenn man eines von ihnen treffen kann. Von Kurt Marti habe ich in Studienzeiten alles gelesen, was ich nur in die Finger bekam. Für uns, die wir Theologie und Germanistik studierten, war er das lebendige Beispiel, dass Poesie und Religion eine produktive Verbindung eingehen können. Kurt Marti mit seinen zwei Berufen: Schriftsteller und Pfarrer. Außer ihm haben wir nur Priester kennengelernt, die auch schreiben – mehr oder weniger erträgliche religiöse Gebrauchstexte, die in der Literaturgeschichte nichts zu suchen haben.

Weil Kurt Marti ein wirklicher Schriftsteller ist, hat er sich nie auf religiöse Themen beschränkt. Seine wunderbar absichtslosen Sprachspiele – etwa in dem Band „gedichte alfabeete & cymbalklang“, der 1966 im Berliner Kleinverlag von Wolfgang Fietkau erschienen und dort noch immer lieferbar ist – habe ich immer besonders gemocht. Oder die „Republikanischen Gedichte“: politische Lyrik unter dem Einfluss der konkreten Poesie. Die war für Martis Schreibanfänge wichtig, aber die Initiationserlebnisse beim Lesen waren vor allem Georg Trakl und Stefan George.

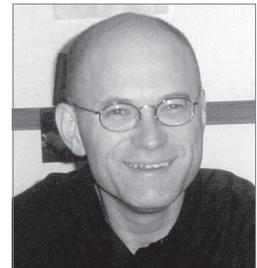
Doch es gibt bei Kurt Marti auch Gedichte, die nur ein Pfarrer geschrieben ha-

ben kann. Seine berühmten „Leichenreden“ zum Beispiel, die auf dem Hintergrund vieler Begräbnisansprachen entstanden sind und deren Wortmaterial wie die Biografien Verstorbener variieren und weiterdenken. Oder die „Gedichte am Rand“ in Form kurzer Glossen zu Bibelstellen. Aber auch Prosabände wie „Dorfgeschichten“ oder „Bürgerliche Geschichten“ sowie viel gelesene und diskutierte Notate und Essays wie „Zärtlichkeit und Schmerz“, „Gott im Dies-

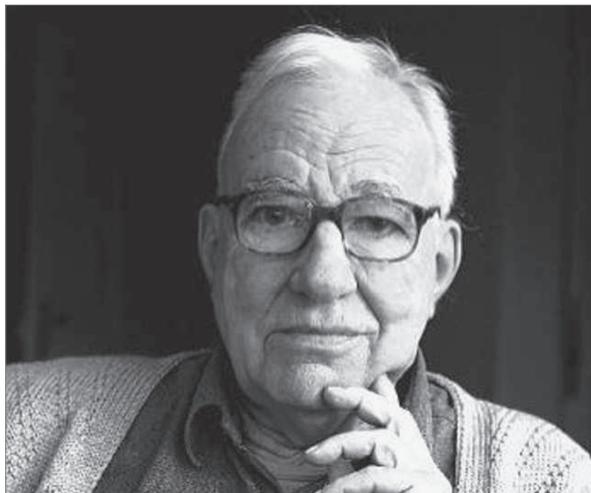
seits“ oder „Im Sternzeichen des Esels“ verarbeiten Kontakte und Gespräche des Pfarrers oder geben den Gedanken des Theologen eine literarische Form.

Kaum zu glauben: Kurt Marti ist am 31. Jänner 90 Jahre alt geworden. Für

die Vorbereitung einer Ö1-Sendung zu seinem Geburtstag habe ich alle meine Marti-Bücher wieder in die Hand genommen. Ich musste nicht lange suchen, um eine Formulierung zu finden, die ich liebend gerne zum Sendungstitel machte: „Kein Dauerläufer des Glaubens“. In einem frühen Marti-Gedicht bin ich auf ein Wort gestoßen, das ich in meinen Wortschatz zu übernehmen gedenke: „Glaubensgangster“. Und am Ende des Gedichtbandes „abendland“ sind mir in den „preisungen“ zwei Verszeilen in die Hände gefallen, von denen ich gleich wusste: Das werde ich auf



Cornelius Hell, Germanist und Theologe, Übersetzer und Herausgeber litauischer Literatur, Gestalter zahlreicher Radiosendungen zu Themen der Literatur, Philosophie und Religion.



Kurt Marti

■ Ein Glaube, der auf das eigene Weiterleben nach dem Tod fokussiert ist, bleibt heillos egozentriert.

Mutters Sterbebild schreiben. Ganz bald danach ist sie wirklich gestorben, und ich war dankbar für den Trost dieser Zeilen: „preise der greisinnen herzlichen mut/die kühnen revolten göttlicher hoffnung“.

Am 4. Jänner trete ich dann durch die Tür jenes Berner Seniorenheimes, in dem Kurt Marti seit einigen Jahren lebt. Ein großer, fast hagerer Mann kommt mir entgegen, der etwas gebückt geht, aber in dessen Gestalt sich der aufrechte Mann verkörpert, der er in allen literarischen wie kirchlichen Debatten und Konflikten gewesen ist. Und obwohl er schlecht sieht, empfängt man aus seinen Augen einen klaren Blick. Aus den Gesten des Neunzigjährigen spricht eine klare Eindeutigkeit und zugleich eine große Eleganz. Kaum haben wir einen ruhigen Raum gefunden, beginnt ein konzentriertes Gespräch. Ich frage nach dem „Dauerläufer des Glaubens“ und Marti erwidert, er sei in allem eigentlich ein Kurzstreckenläufer – als Schüler im Sport wie später als Autor: nur Gedichte und kurze Geschichten, für einen langen Roman hätte er nicht die Geduld. Und er amüsiert sich: Mit 90 ist er unfreiwillig doch zum Langstreckenläufer geworden. „Aber viele Kurzstrecken ergeben auch ein Kontinuum, nicht?“

Wir sprechen über Kurt Martis Zweifel an vielen politischen und religiösen Selbstverständlichkeiten. Aber die Anrede Gottes im Gedicht wie im Gebet war für ihn doch immer selbstverständlich. Atheist sein, sagt Marti, war ihm einfach nicht möglich: „Ich hatte immer ein Gefühl von göttlicher Präsenz.“ Wenn Kurt Marti von Gott spricht, dann spricht er davon, „dass er da ist, dass sie da ist“. An vielen Stellen ironisiert und umspielt er die gängige jüdisch-christliche Vorstellung eines rein männlichen Gottes.

Eine andere christliche Selbstverständlichkeit teilt Kurt Marti nicht: Die Vorstellung vom „ewigen Leben“, von einem Weiterleben nach dem Tod. Im Gespräch insistiert er darauf, dass alles, was einen Anfang hat, auch irgendwann endet. Und verweist auf das Alte Testament, das auch ohne eine Vorstellung von individuellem Weiterleben auskommt. „Ein Glaube, der auf das eigene Weiterleben nach dem Tod

fokussiert ist, bleibt heillos egozentriert. Ist der Wunsch, ewig zu leben, nicht ohnehin der menschliche Urfrevel (1 Mose 3,5), so sein zu wollen wie Gott, der allein Ewige?“ So lautet einer der „Spätsätze“ in Kurt Martis 2010 erschienenen Band „Heilige Vergänglichkeit“. In diesem Buch stehen kurze Notizen, in denen er sehr klar von den Mühen des Alters schreibt. Und vom Alleinsein, seit seine Frau Hanni Marti-Morgenthaler, die große Liebe seines Lebens, im Jahr 2007 verstorben ist. 57 Jahre lang waren die beiden verheiratet und haben vier Kinder großgezogen.

Nach dem Interview trinken wir noch einen Espresso. Ich frage Kurt Marti, wie es denn ist, neunzig zu werden. „Es ist ein Hin und Her zwischen der Freude, dass man so lange da sein darf und dem Gefühl, dass man doch irgendwie überzählig ist.“ Als ich wissen will, was das Schönste in seinem Leben war, muss er nicht nachdenken: „Dass ich meine Frau kennengelernt habe. Umso schwerer ist es jetzt.“ Wir sprechen noch über seinen Alltag: Besuche – neulich kam eine Siebzijährige, die er konfirmiert hat – und Lesen. Denn beim Spaziergehen macht der Rücken Probleme. Doch auch das Lesen wird schwieriger. „Ich bin am Erblindenden. Ich hoffe, dass ich sterbe, bevor ich blind bin, und da gibt es ja doch eine gewisse Wahrscheinlichkeit“, sagt Kurt Marti trocken. Wir sprechen dann noch über einen seiner „Spätsätze“: „Schlimme Entdeckung: Ich kann nicht mehr pfeifen.“ Ich dachte, das sei die Folge einer Zahnbehandlung. Nein, entgegnet Kurt Marti – viele alte Männer können nicht mehr pfeifen. Es fällt uns aber beiden kein Grund dafür ein.

Es gibt also Fristen im Leben, von denen man gar nichts weiß, denke ich, als ich dann noch allein für ein paar Stunden durch das abenddunkle Bern streife. Bald muss ich wieder zurück in das österreichisch-katholische Barock, aber diesen Abend genieße ich noch den Atem der Reformation und den Schweizer Bürgersinn, der hier als Architektur verkörpert scheint. Und ich begreife beides als Hintergrund, aus dem die nüchterne Klarheit in dem Gespräch mit Kurt Marti kommt. ■